

HARLAN COBEN
Kein Lebenszeichen

Buch

»Die erste Liebe vergisst man nie. Meine wurde ermordet.«

Als Junge gab es für Will Klein nur einen Helden: seinen älteren Bruder Ken. Als Ken verdächtigt wird, eine junge Frau vergewaltigt und ermordet zu haben, bricht für Will eine Welt zusammen. Die unfassbaren Vorwürfe sind umso entsetzlicher, da es sich bei dem Opfer um Wills erste große Liebe handelt. Die Beweise gegen Ken sind erdrückend, auch wenn dieser trotzdem seine Unschuld beteuert. Noch bevor es zum Prozess kommt, taucht Wills Bruder unter und ist trotz eines internationalen Suchbefehls unauffindbar. Nur sein Schatten bleibt – und die Gerüchte, die Wills Leben für immer verändern. Seine Familie erklärt Ken schließlich für tot.

Elf Jahre sind seither vergangen, als Wills Mutter ihm auf dem Sterbebett eröffnet, dass Ken noch lebt. Doch dieser unfassbaren Nachricht folgt ein entsetzlicher Schock: Sheila, Wills Freundin, verschwindet spurlos – und man findet ihre Fingerabdrücke später am Schauplatz eines Mordes. Hat Ken womöglich etwas mit diesem neuerlichen Verbrechen zu tun? Die Vergangenheit droht sich auf albtraumhafte Weise zu wiederholen, und Will muss um jeden Preis Kontakt zu seinem Bruder aufnehmen, der als Einziger die Wahrheit zu kennen scheint ...

Autor

Harlan Coben wurde 1962 in New Jersey geboren. Nach einem Studium der Politikwissenschaften arbeitete er in der Tourismusbranche, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete. Er hat bislang zehn Thriller geschrieben, die in über zwanzig Sprachen übersetzt wurden. Harlan Coben wurde als erster Autor mit den drei wichtigsten amerikanischen Krimipreisen ausgezeichnet, dem *Edgar Award*, dem *Shamus Award* und dem *Anthony Award*.

Er lebt mit seiner Frau und seinen Kindern in New Jersey.
Mehr zu Autor und Buch unter www.harlancoben.com

Von Harlan Coben bereits bei Goldmann erschienen:

Kein Sterbenswort. Roman (45251)
Keine zweite Chance. Roman (45689)

Harlan Coben

Kein
Lebenszeichen

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Gunnar Kwisinski

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
»Gone for Good«
bei Dutton, a division of Penguin Group, New York



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das fsc-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Oktober 2005

Copyright © der Originalausgabe 2002

by Harlan Coben

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: W. Huber

Redaktion: Marie-Luise Bezenberger

AB · Herstellung: Str

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Made in Germany

ISBN 3 442 45688 6

www.goldmann-verlag.de

Für Anne
A ma vie de cœur entier

1

Drei Tage vor ihrem Tod sagte meine Mutter mir – es waren fast, wenn auch nicht ganz, ihre letzten Worte –, dass mein Bruder noch lebte.

Das war alles. Sie erläuterte es nicht weiter. Sie sagte es auch nur ein einziges Mal. Es ging ihr ziemlich schlecht. Das Morphium hatte sie bereits fest im Griff. Ihre Hautfarbe lag irgendwo zwischen Gelbsucht und verblichener Sommerbräune. Ihre Augen waren tief eingesunken. Meist schief sie. Danach hatte sie nur noch einen einzigen lichten Moment – falls der, in dem sie mir das erzählt hatte, ein solcher gewesen war, was ich stark bezweifelte – und den nutzte ich dazu, ihr zu sagen, dass sie eine wunderbare Mutter gewesen sei und dass ich sie sehr liebte. Dann verabschiedete ich mich von ihr. Wir sprachen nicht mehr über meinen Bruder. Das hieß nicht, dass wir nicht an ihn dachten, als säße auch er an ihrem Bett.

»Er lebt.«

Das waren ihre Worte. Und wenn sie der Wahrheit entsprachen, wusste ich nicht, ob das gut oder schlecht war.

*

Vier Tage später trugen wir meine Mutter zu Grabe.

Als wir hinterher zur siebentägigen jüdischen Totenwache ins Haus zurückkehrten, rannte mein Vater zornig über den Teppichboden im Wohnzimmer. Sein Gesicht war rot vor Wut. Ich war natürlich da. Meine Schwester Melissa war mit ihrem

Mann Ralph aus Seattle gekommen. Tante Selma und Onkel Murray gingen im Zimmer auf und ab. Sheila, meine Lebensgefährtin, hielt meine Hand.

Das waren dann auch schon alle.

Nur ein einziges Blumengebinde stand da, ein prachtvolles Monstrum. Sheila lächelte und drückte meine Hand, als sie die Karte sah. Darauf waren keine Worte, keine Botschaft, nur eine Zeichnung:



Dad sah immer wieder aus dem Erkerfenster – das in den letzten elf Jahren zweimal mit einer Schrotflinte zerschossen worden war – und murmelte leise: »Schweinehunde.« Hin und wieder drehte er sich um, wenn ihm noch jemand einfiel, der nicht gekommen war. »Herrgott noch mal, die Bergmans hätten ja wenigstens mal kurz reinschauen können.« Dann schloss er die Augen und sah zur Seite. Wieder packte ihn die Wut und vermischte sich mit der Trauer zu einer Überspanntheit, der ich mich nicht gewachsen sah.

Ein neuer Verrat, einer von vielen in den letzten zehn Jahren.

Ich brauchte frische Luft.

Ich stand auf. Sheila sah mich besorgt an. »Ich geh spazieren«, sagte ich leise.

»Soll ich mitkommen?«

»Lieber nicht.«

Sheila nickte. Wir waren seit fast einem Jahr zusammen. Ich hatte noch nie eine Freundin gehabt, die mit meinen manchmal ziemlich unvermittelten Stimmungsschwankungen so gut zurechtkam. Sie drückte meine Hand noch einmal, um mir zu sagen, dass sie mich liebte, und mir wurde etwas wärmer ums Herz.

Die Fußmatte vor unserer Haustür war aus hartem Kunstrasen, mit einem Plastik-Gänseblümchen in der oberen linken Ecke, und sah aus, als hätten wir sie von einem Golfplatz mitgehen lassen. Ich trat darüber und schlenderte den Downing Place hinunter. Die Straße war gesäumt von unsäglich langweiligen Split-Level-Einfamilienhäusern mit Aluminiumfassaden aus den frühen Sechzigern. Ich trug noch immer den dunkelgrauen Anzug. Er juckte bei der Hitze. Unbarmherzig brannte die Sonne vom Himmel, und in einem Anflug von Nekrophilie dachte ich, dass heute ein perfekter Tag zum Verrotten wäre. Das Lächeln meiner Mutter, das – bevor das alles geschehen war – die ganze Welt hatte erstrahlen lassen, erschien vor meinen Augen. Ich verdrängte es.

Ich wusste, wohin ich ging, glaube aber kaum, dass ich es mir eingestanden hätte. Eine unsichtbare Macht zog mich an. Manche würden es eine masochistische Ader nennen, andere womöglich darauf hinweisen, dass ich einen Schlusstrich ziehen wollte, aber ich glaube, es war nichts dergleichen.

Ich wollte einfach den Ort sehen, an dem alles ein Ende genommen hatte.

Der Anblick und die Geräusche der sommerlichen Vorstadt gingen mir auf die Nerven. Kreischende Kinder fuhrten auf Fahrrädern hin und her. Mr Cirino, dem das Ford/Mercury-Autohaus gehörte, mähte seinen Rasen. Die Steins – sie hatten eine kleine Kette von Haushaltsgeräteläden aufgebaut und geleitet, bis sie von einer größeren Ladenkette geschluckt worden war – gingen Hand in Hand spazieren. Vor dem Haus der Levines wurde Touch-Football gespielt, allerdings kannte ich keinen der Mitspieler. Aus dem Garten der Kaufmans wehte Grillgeruch herüber.

Ich kam am alten Haus der Glassmans vorbei. Mark »der Depp« Glassman war mit sechs Jahren durch die geschlossene

Glasschiebetür gesprungen. Er hatte Superman gespielt. Ich kann mich noch gut an die Schreie und das Blut erinnern. Er musste mit mehr als vierzig Stichen genäht werden. Später ist er einer dieser Internet-Start-up-Zillionäre geworden. Ich glaube nicht, dass man ihn noch »der Depp« nennt, aber man kann nie wissen.

An der Ecke stand das Haus der Marianos. Es hatte immer noch diese scheußliche schleimig-gelbe Farbe, und der Plastikhirsch stand auch noch im Vorgarten. Angela Mariano, unser hiesiges Flittchen, war zwei Jahre älter als wir und uns damals wie ein fast überirdisches, Ehrfurcht einflößendes Wesen vorgekommen. Als ich Angela beim Sonnen in ihrem Garten in einem der Schwerkraft trotzbenden Oberteil mit Nackenträger beobachtet hatte, waren die ersten schmerzlichen Schübe tiefen, hormonell bedingten Verlangens aufgetreten. Mir war buchstäblich das Wasser im Mund zusammengelaufen. Angela hatte dauernd mit ihren Eltern gestritten und heimlich im Schuppen hinter dem Haus geraucht. Ihr Freund hatte ein Motorrad. Letztes Jahr bin ich ihr zufällig in Midtown Manhattan begegnet. Ich hatte erwartet, dass sie furchtbar aussehen würde – man hört immer wieder, dass das mit den Mädchen passiert, bei deren Anblick man erste Lustgefühle verspürt hat –, aber Angela sah fantastisch aus und machte einen glücklichen und zufriedenen Eindruck.

Vor Eric Frankels Haus am Downing Place 23 schwenkte ein Rasensprenger langsam hin und her. Eric hatte seine Bar-Mizwa im Chanticleer in Short Hills als Raumfahrtparty gefeiert, als wir beide in die siebte Klasse gingen. Die Decke war angestrahlt gewesen wie ein Planetarium – Sternbilder an einem schwarzen Himmel. Auf meiner Einladungskarte stand, dass ich am »Apollo 14«-Tisch saß. In der Mitte des Saals stand ein geschmücktes Raketenmodell auf einer grünen, mit Pflanzen und seltsamen Tieren dekorierten Landeplattform. Die Kellner in

realistisch anmutenden Raumanzügen sollten die Mitglieder der Mercury 7 darstellen. Wir wurden von »John Glenn« bedient. Zwischendurch bin ich für eine Stunde mit Cindi Shapiro in der Kapelle verschwunden und habe mit ihr rumgemacht. Es war mein erstes Mal. Ich wusste nicht, was ich tat. Cindi schon. Ich weiß noch, wie herrlich und überraschend es war, als ihre Zunge mich auf unerwartete Weise liebkoste. Aber ich weiß auch noch, wie verwundert ich war, als nach etwa zwanzig Minuten, na ja, Langeweile einsetzte – ein verdutztes »Und jetzt?« in Verbindung mit einem naiven »Ist das alles?«.

Als Cindi und ich verstohlen, etwas verknittert und in besser Post-knutsch-Stimmung, zum »Apollo 14«-Tisch von Cape Kennedy zurückkehrten (die Herbie Zane Band spielte gerade *Fly Me to the Moon*), nahm mein Bruder Ken mich beiseite und wollte Einzelheiten erfahren. Ich erzählte sie ihm natürlich nur zu gerne. Er belohnte mich mit diesem gewissen Lächeln, und wir klatschten uns ab wie zwei Footballspieler. Als wir dann nachts in unserem Etagenbett lagen, Ken oben, ich unten, und in der Stereoanlage *Don't Fear the Reaper* von Blue Öyster Cult lief (Ken's absoluter Lieblingssong), erläuterte mir mein großer Bruder die Geheimnisse des Lebens aus der Sicht eines Neuntklässlers. Später sollte ich feststellen, dass er in den meisten Punkten danebenlag (so übertrieb er zum Beispiel die Bedeutung der Brüste), trotzdem kann ich mir ein Lächeln nie ganz verkneifen, wenn ich an diese Nacht zurückdenke.

»Er lebt ...«

Ich schüttelte den Kopf und bog an dem Haus, in dem die Holders früher gewohnt hatten, nach rechts in die Coddington Terrace ein. Es war derselbe Weg, den Ken und ich zur Grundschule, der Burnet Hill Elementary School, gegangen waren. Von hier hatte damals eine gepflasterte Abkürzung zwischen zwei Häusern hindurch geführt. Ich fragte mich, ob es den Pfad

noch gab. Meine Mutter – alle, selbst die Kinder der Nachbarschaft hatten sie Sunny genannt – war uns immer mehr oder weniger heimlich gefolgt. Ken und ich hatten die Augen verdreht, wenn sie sich hinter den Bäumen versteckte. Mir war es peinlich gewesen, aber Ken hatte nur die Achseln gezuckt. Mein Bruder war cool genug gewesen, so etwas durchgehen zu lassen. Ich nicht.

Ich spürte einen Stich im Herzen und ging weiter.

Vielleicht war es nur Einbildung, doch ich meinte, die Leute würden anfangen, mich anzustarren. Die Fahrräder, die dribbelnden Basketbälle, die Rasensprenger und -mäher, die Schreie der Touch-Footballspieler – alles schien leiser zu werden, als ich vorbeiging. Manche blickten mir neugierig hinterher, weil ein vorbeischlendernder Fremder in einem dunkelgrauen Anzug an einem heißen Sommerabend eine Art Kuriosität war. Aber die meisten schienen zu erschrecken, weil sie mich erkannten und nicht glauben konnten, dass ich diesen geheiligten Boden betrat.

Ohne zu zögern ging ich auf das Haus Nummer 47 in der Codrington Terrace zu. Ich hatte die Krawatte gelockert und meine Hände tief in den Hosentaschen vergraben. An der Stelle, wo die Zufahrt auf den Bordstein traf, zögerte ich. Was wollte ich hier? Der Vorhang im Wohnzimmer bewegte sich. Mrs Millers verhärmtes, geisterhaftes Gesicht erschien am Fenster. Sie starrte mich feindselig an. Ich rührte mich nicht und wich ihrem Blick nicht aus. Sie starrte weiter – und zu meiner Überraschung wurden ihre Züge weicher. Es war, als hätte unser beider Leid eine Art Verbindung zwischen uns hergestellt. Mrs Miller nickte mir zu. Ich nickte zurück und spürte, wie mir Tränen in die Augen schossen.

*

Vielleicht haben Sie die Geschichte in *20/20* oder in *PrimeTime Live* oder einem anderen Fernseh-Äquivalent zu Fischeinwickelpapier gesehen. Für alle, die es verpasst haben, hier eine Zusammenfassung des offiziellen Polizeiberichts: Am 17. Oktober vor elf Jahren hat mein Bruder Ken Klein, damals 24 Jahre alt, in Livingston, New Jersey, unsere Nachbarin Julie Miller brutal vergewaltigt und erdrosselt.

In ihrem Keller. Coddington Terrace 47.

Dort wurde die Leiche zumindest gefunden. Es wurde nie eindeutig geklärt, ob sie tatsächlich in jenem dürftig eingerichteten Kellerzimmer ermordet worden war oder ob der Mörder die Leiche nachträglich hinter der fleckigen Couch mit Zebrawustern versteckt hatte. Die meisten vermuten Ersteres. Meinem Bruder gelang es, sich der Festnahme zu entziehen und in unbekannte Gefilde zu entkommen – so steht es zumindest in den offiziellen Berichten.

In den letzten elf Jahren ist es Ken gelungen, einer internationalen Ringfahndung zu entgehen. Er wurde allerdings mehrmals »gesichtet«.

Zum ersten Mal etwa ein Jahr nach dem Mord in einem kleinen Fischerdorf in Schweden. Interpol war sofort zur Stelle, doch irgendwie ist mein Bruder ihrem Zugriff entkommen. Angeblich hatte er einen Tipp bekommen. Ich habe keine Ahnung, wie oder von wem.

Das nächste Mal wurde er vier Jahre später in Barcelona gesehen. Ken hatte – laut einem Zeitungsartikel – »eine Hazienda mit Meerblick gemietet« (Barcelona liegt nicht am Meer), in der er – wieder Zitat – »mit einer geschmeidigen, dunkelhaarigen Frau, vermutlich einer Flamencotänzerin« zusammenlebte. Ein Einwohner Livingstons, der dort Urlaub machte, behauptete nichts Geringeres, als dass er Ken und seine kastilische Geliebte beim Abendessen in einem Strandlokal gesehen hätte. Er

hatte meinen Bruder als braun gebrannt und durchtrainiert beschrieben, in einem weißen Hemd mit offenem Kragen und Mokassins ohne Socken. Der Livingstoner, ein Mr Rick Horowitz, war mit mir in Mr Hunts vierte Klasse gegangen. Im Sommer jenes Jahres hatte Rick zu unserer Erbauung in den Pausen regelmäßig Raupen verspeist.

Aber auch Barcelona-Ken schlüpfte durch die Maschen des Gesetzes.

Das letzte Mal wurde mein Bruder angeblich beim Skifahren in den französischen Alpen gesehen (vor dem Mord war Ken interessanterweise nie Ski gefahren). Die Ermittlungen brachten kein Ergebnis, mit Ausnahme eines Berichts in *48 Hours*. Im Lauf der Jahre ist der Flüchtlingsstatus meines Bruders eine Art kriminalistische Version einer »Was macht eigentlich ...?«-Sendung geworden, die immer wieder aufgewärmt wird, wenn neue Gerüchte in die Welt gesetzt werden oder einer der Fischeinwickelpapier-Fernsehmagazine das Material ausgeht.

Natürlich hasste ich die Reportagen über »die Schattenseiten der Vororte« oder wie immer sie so etwas nannten, die gern »aus aktuellem Anlass« gesendet werden. Die »Exklusivberichte« (nur einmal möchte ich erleben, dass sie einen »normalen Bericht, den alle anderen Stationen auch bringen« senden) zeigten immer dieselben Fotos von Ken in seinem Tennisoutfit – er war zeitweise in der US-Rangliste vertreten –, auf denen er extrem hochmütig aussah. Ich habe keine Ahnung, wie sie an die Bilder gekommen sind. Sie lassen Ken auf jene Art attraktiv aussehen, die unwillkürlich Hassgefühle hervorruft. Großspurig, Kennedy-Frisur, tiefbraun in weißer Kluft und breit lächelnd. Der Ken auf dem Foto sah aus wie einer dieser Privilegierten (was er nicht war), die mit jugendhaftem Charme (davon hatte er ein wenig) und einem Treuhandkonto (hatte er nicht) locker das Leben genossen.

Ich war in einer dieser Sendungen aufgetaucht. Ein Produzent hatte Kontakt zu mir aufgenommen – das war noch ziemlich am Anfang der Berichterstattung gewesen – und behauptet, er wollte »beide Positionen fair nebeneinander stellen«. Er sagte, sie hätten genug Leute, die meinen Bruder lynchen wollten. Um »die Ausgewogenheit« zu gewährleisten, bräuchten sie unbedingt jemanden, der den Leuten ein Bild des »echten Ken« vermitteln könnte.

Ich bin drauf reingefallen.

Eine blond gesträhnte Nachrichtensprecherin mit angenehmem Auftreten hatte mich eine halbe Stunde interviewt. Es hatte mir sogar Spaß gemacht. Ich hatte mir etwas von der Seele geredet. Sie hatte sich bedankt und mich hinausbegleitet. In der Sendung hatten sie dann nur einen winzigen Ausschnitt gebracht, und den auch noch ohne die dazugehörige Frage (»Aber Sie wollen doch nicht sagen, dass Ihr Bruder perfekt war? Sie wollen uns nicht erzählen, dass er ein Heiliger war, oder?«), und sie untermalten meine Worte mit dramatischer Musik, als ich in einer so großen Totale, dass man jede Pore erkennen konnte, antwortete: »Ken war kein Heiliger, Diane.«

Das war jedenfalls die offizielle Version dessen, was damals geschehen war.

Ich habe es nie geglaubt. Ich will nicht sagen, dass es absolut ausgeschlossen ist. Aber ich glaube an ein viel wahrscheinlicheres Szenario: Meiner Ansicht nach ist mein Bruder tot – und zwar seit elf Jahren.

Vor allem war auch meine Mutter immer der Ansicht, dass Ken tot ist. Sie war sich sicher. Für sie gab es keinen Zweifel. Ihr Sohn war kein Mörder. Ihr Sohn war ein Opfer.

»Er lebt ... Er hat's nicht getan.«

Die Haustür der Millers wurde geöffnet. Mr Miller trat heraus. Er schob seine Brille auf die Stirn. Dann stemmte er in ei-

ner jämmerlichen Kopie der Supermann-Pose die Fäuste in die Hüften.

»Mach, dass du hier wegkommst, Will«, sagte Mr Miller zu mir.

Und das tat ich dann auch.

*

Der nächste Schock traf mich eine Stunde später.

Ich war mit Sheila oben im Schlafzimmer meiner Eltern. Solange ich mich erinnern kann, haben in diesem Zimmer dieselben verblichenen grauen Möbel mit der blauen Zierleiste gestanden. Wir saßen auf dem Doppelbett mit der durchgelegenen Matratze. Die persönlichsten Habseligkeiten meiner Mutter – das, was sie in ihren Nachttisch-Schubladen aufbewahrte – hatten wir auf der Bettdecke verteilt. Mein Vater startete unten weiter trotzig aus dem Erkerfenster.

Ich weiß nicht, warum ich mir die Dinge ansehen wollte, die für meine Mutter so bedeutungsvoll gewesen waren, dass sie sie so nah bei sich aufbewahrt hatte. Ich wusste, dass es mir wehtun würde. Es besteht eine seltsame Verbindung zwischen Trost und dem Schmerz, den man sich selbst zufügt, das ist ein Zugang zur Trauerarbeit, bei dem man allerdings mit dem Feuer spielt. Ich glaube, ich konnte einfach nicht anders.

Ich betrachtete Sheilas hübsches Gesicht – sie hatte den Kopf etwas schief gelegt und konzentrierte sich mit gesenktem Blick auf die Gegenstände – und spürte, wie mir das Herz überging. Es mag eigenartig klingen, aber ich konnte Sheila stundenlang ansehen. Es war nicht allein ihre Schönheit – eine Schönheit im klassischen Sinne war sie sowieso nicht, ihre Züge waren alle etwas verrutscht, was entweder ererbt oder, wie ich eher vermutete, auf ihre undurchsichtige Vergangenheit zurückzuführen war –, aber ihr Gesicht war so lebhaft, so wissbe-

gierig und dabei so zart, als könnte ein einziger weiterer Schlag sie irreparabel zerstören. Ich wollte – entschuldigen Sie, ich kann nicht anders – ihr Held sein.

Ohne aufzublicken lächelte Sheila kurz und sagte: »Hör auf damit.«

»Ich mach doch gar nichts.«

Schließlich sah sie mich an und bemerkte meinen Gesichtsausdruck. »Was ist?«, fragte sie.

Ich zuckte die Achseln. »Du bist meine Welt«, sagte ich nur.

»Du bist auch 'ne ziemlich heiße Nummer.«

»Ja«, sagte ich. »Ja, stimmt natürlich.«

Sie tat kurz, als wollte sie mich schlagen. »Du weißt, dass ich dich liebe.«

»Alles andere wäre auch unerklärlich.«

Sie verdrehte die Augen. Dann konzentrierte sie sich wieder auf die Sachen auf dem Bett. Ihr Gesicht wurde still.

»Woran denkst du?«, fragte ich.

»An deine Mutter«, sagte Sheila lächelnd. »Ich mochte sie wirklich gern.«

»Schade, dass du sie nicht vorher schon gekannt hast.«

»Finde ich auch.«

Wir fingen an, die eingeschweißten vergilbten Zeitungsausschnitte durchzusehen. Geburtsanzeigen – Melissas, Kens, meine. Die Artikel über Kens Erfolge im Tennis. Seine Trophäen, die vielen winzigen Bronzefiguren in der Aufschlagbewegung, standen immer noch in seinem alten Schlafzimmer. Auch ein paar Fotos dazwischen, meist ältere – von vor dem Mord. Sunny. Meine Mutter hatte diesen Spitznamen schon seit ihrer Kindheit gehabt. Er passte zu ihr. Ich fand ein Foto von ihr als Vorsitzende des Elternbeirats. Ich weiß nicht, was sie da gerade machte, aber sie stand mit einem komischen Hut auf einer Bühne, und die anderen Mütter bogen sich vor Lachen. Auf

einem anderen Bild war sie auf dem Schul-Jahrmarkt. Sie trug ein Clownskostüm. Sunny war bei meinen Freunden die beliebteste Erwachsene gewesen. Alle freuten sich, wenn sie bei der Fahrgemeinschaft zur Schule an der Reihe war. Und das Klassenpicknick sollte auch immer bei uns zu Haus stattfinden. Sunny war eine coole Mutter, die einem trotzdem nicht auf die Nerven ging. Sie war gerade seltsam genug, vielleicht sogar ein bisschen verrückt, so dass man nie wusste, was sie als Nächstes vorhatte. Wenn meine Mutter in der Nähe war, lag immer eine gewisse Spannung in der Luft – ein Knistern, wenn man so will.

Wir beschäftigten uns über zwei Stunden lang mit den Sachen. Sheila ließ sich Zeit und betrachtete jedes Bild nachdenklich. Dann musterte sie eins genauer. Sie kniff die Augen zusammen und fragte: »Wer ist das?«

Sie reichte mir das Foto. Links stand meine Mutter in einem fast schon obszönen gelben Bikini; ich würde sagen 1972er-Stil, und sehr kurvenreich. Sie hatte den Arm um einen fröhlich lächelnden kleinen Mann mit dunklem Schnurrbart gelegt.

»König Hussein«, sagte ich.

»Wie bitte?«

Ich nickte.

»Der mit dem Königreich Jordanien?«

»Ja. Mom und Dad sind ihm im Fontainebleau in Miami begegnet.«

»Und?«

»Und Mom hat ihn gefragt, ob er sich mit ihr fotografieren lässt.«

»Das ist nicht dein Ernst.«

»Den Beweis hältst du in der Hand.«

»Hatte er keine Leibwächter oder so?«

»Vielleicht sah sie nicht aus, als wäre sie bewaffnet.«

Sheila lachte. Ich weiß noch, wie Mom mir von dem Zusam-

mentreffen erzählt hatte. Wie sie sich neben König Hussein in Pose gestellt hatte, wie Dads Fotoapparat nicht funktioniert hatte, und wie der vor sich hin gemurmelt und hektisch daran herumgefummelt hatte, während sie ihn mit Blicken zur Eile drängte und der König geduldig daneben stand, und wie sein Sicherheitschef schließlich die Kamera geprüft, den Fehler behoben und sie meinem Dad zurückgegeben hatte.

Meine Mutter. Sunny.

»Sie war bezaubernd«, sagte Sheila.

Es klingt vielleicht wie ein Klischee, wenn ich behaupte, dass ein Teil von ihr starb, als Julie Millers Leiche entdeckt wurde, doch das Interessante an Klischees ist, dass sie oft hundertprozentig zutreffen. Das Knistern, das meine Mutter umgeben hatte, ließ nach und verstummte schließlich ganz. Als sie von dem Mord hörte, bekam sie keine Wutanfälle oder weinte hysterisch. Vielleicht wäre das besser gewesen. Meine vorher so impulsive Mutter war plötzlich beängstigend ausgeglichen. Ihr ganzes Verhalten wurde flach, monoton – *leidenschaftslos* ist wohl das beste Wort –, was bei einem Menschen wie ihr quälender anzusehen war als die absurdesten Totenklagen.

Es klingelte. Ich sah aus dem Schlafzimmerfenster und erkannte den Lieferwagen von Eppes-Feinkost. Fast Food für Trauernde. In seiner Fürsorglichkeit hatte Dad viel zu viele kalte Platten bestellt. Selbsttäuschung bis zum letzten Tag. Er harrete in diesem Haus aus wie der Kapitän der *Titanic*. Ich erinnere mich noch daran, als das Fenster kurz nach dem Mord zum ersten Mal mit einem Schrotgewehr zerschossen worden war – wie er starrsinnig mit der Faust gedroht hatte. Mom wollte, glaube ich, wegziehen. Für Dad kam das nicht in Frage. In seinen Augen wäre ein Umzug einer Kapitulation gleichgekommen. Das Eingeständnis der Schuld ihres Sohnes. Ein Umzug wäre Verrat gewesen. Dumm.

Sheila sah mich an. Ich konnte die Wärme, die von ihr ausging, fast auf der Haut spüren, wie einen Sonnenstrahl, und einen Augenblick lang badete ich darin. Wir hatten uns vor ungefähr einem Jahr bei der Arbeit kennen gelernt. Ich bin Senior Director des Covenant House an der 41st Street in New York City. Wir sind eine Wohltätigkeitsorganisation, die jungen Ausreißern hilft, auf der Straße zu überleben. Sheila hatte sich als freiwillige Helferin gemeldet. Sie stammte aus einem Dorf in Idaho, aber das Mädchen vom Lande sah man ihr kaum noch an. Sie erzählte mir, dass sie vor vielen Jahren auch von zu Hause abgehauen war. Mehr verriet sie nicht über ihre Vergangenheit.

»Ich liebe dich«, sagte ich.

»Alles andere wäre auch unerklärlich«, erwiderte sie.

Ich verdrehte nicht die Augen. Sheila war bis zum Schluss gut zu meiner Mutter gewesen. Sie war mit dem Stadtbus von Port Authority zur Northfield Avenue gefahren und von dort zu Fuß zum St. Barnabas Medical Center gegangen. Vor ihrer Krankheit war meine Mutter das letzte Mal im St. Barnabas gewesen, als sie mich zur Welt gebracht hat. Wahrscheinlich konnte man darin etwas Ergreifendes über den Kreislauf des Lebens erkennen, das interessierte mich im Augenblick allerdings wenig.

Aber ich hatte gesehen, wie Sheila mit meiner Mutter umgegangen war. Und ich fragte mich, wie es um sie stand. Ich riskierte es.

»Du solltest deine Eltern anrufen«, sagte ich leise.

Sheila sah mich an, als hätte ich ihr ins Gesicht geschlagen. Sie stand auf.

»Sheila?«

»Das ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, Will.«

Ich nahm einen kleinen Bilderrahmen mit einem Foto meiner braun gebrannten Eltern in die Hand. »Wieso nicht?«

»Du weißt nichts über meine Eltern.«

»Dann kannst du mir ja mal was von ihnen erzählen«, erwiderte ich.

Sie wandte mir den Rücken zu. »Du hast doch mit Ausreißern gearbeitet«, sagte sie.

»Und?«

»Du weißt, wie furchtbar das oft ist.«

Das stimmte. Wieder dachte ich an ihre leicht verrutschten Gesichtszüge – zum Beispiel die Nase mit dem verräterischen Höcker – und probierte es trotzdem noch einmal. »Ich weiß auch, dass es oft noch schlimmer ist, wenn man nicht darüber redet.«

»Ich habe darüber geredet, Will.«

»Nicht mir mir.«

»Du bist nicht mein Therapeut, Will.«

»Ich bin der Mann, den du liebst.«

»Ja.« Sie sah mich an. »Aber nicht jetzt, okay? Bitte.«

Darauf konnte ich nichts entgegnen, aber vielleicht hatte sie Recht. Ich spielte abwesend am Fotorahmen herum. Da geschah es.

Das Foto im Rahmen verrutschte etwas.

Ich sah es an. Dahinter kam ein anderes Bild zum Vorschein. Ich schob das obere Bild noch etwas weiter zur Seite. Auf dem unteren Foto erschien eine Hand. Ich versuchte, das obere noch etwas weiter zu verschieben, doch es ging nicht. Ich drehte den Rahmen um und öffnete die Klammern an der Rückseite. Sie fielen aufs Bett. Zwei Fotos segelten hinterher.

Eins – das obere – war das meiner Eltern auf der Kreuzfahrt. Sie wirkten glücklich, gesund und so entspannt, wie ich mich kaum noch an sie erinnern kann. Mir jedoch stach das zweite, versteckte Foto ins Auge.

Der rote Stempel am unteren Rand zeigte ein Datum, das noch keine zwei Jahre alt war. Das Bild war auf einem Feld oder

an einem Hang oder so etwas Ähnlichem aufgenommen worden. Im Hintergrund waren keine Häuser zu sehen, nur schneebedeckte Berge – fast wie in der Eröffnungsszene von *The Sound of Music*. Der Mann auf dem Bild trug Shorts, einen Rucksack, eine Sonnenbrille und abgewetzte Wanderschuhe. Ich kannte das Lächeln. Ich kannte auch das Gesicht, obwohl es jetzt mehr Falten hatte. Die Haare waren länger. Im Bart sah man graue Strähnen. Trotzdem bestand kein Zweifel.

Der Mann auf dem Foto war mein Bruder Ken.

2

Mein Vater saß allein auf der Veranda. Es war Nacht geworden. Reglos starrte er in die Dunkelheit. Als ich hinter ihn trat, packte mich eine bittere Erinnerung.

Rund vier Monate nach Julies Ermordung hatte ich meinen Vater im Keller gesehen. Genau wie jetzt hatte er mir den Rücken zugewandt. Er dachte, er wäre allein im Haus. In der rechten Hand hielt er seine .22er Ruger. Er umfasste die Pistole sanft, wie ein kleines Tier. Nie zuvor hatte ich solche Angst verspürt. Ich war vollkommen erstarrt. Er konzentrierte sich ganz auf die Pistole. Nach einigen langen Minuten schlich ich auf Zehenspitzen die Treppe hinauf und tat, als wäre ich gerade ins Haus gekommen. Als ich die Treppe hinunterstapfte, war die Waffe verschwunden.

Eine Woche lang war ich meinem Vater nicht von der Seite gewichen.

Jetzt schlüpfte ich durch die Glasschiebetür. »Hey«, sagte ich zu ihm.

Er fuhr herum, während sich auf seinem Gesicht bereits ein freundliches Lächeln ausbreitete. Das hatte er immer für mich



Harlan Coben

Kein Lebenszeichen

Roman

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-45688-8

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2005

Als Junge gab es für Will Klein nur einen Helden: seinen älteren Bruder Ken. Als Ken verdächtigt wird, eine junge Frau vergewaltigt und ermordet zu haben, bricht für Will eine Welt zusammen. Ken flieht, taucht unter und wird schließlich für tot erklärt. Doch dann erfährt Will, dass Ken noch lebt. Gleichzeitig verschwindet Sheila, Wills Freundin, spurlos. Die Vergangenheit scheint sich auf alpträumhafte Weise zu wiederholen, und Will muss seinen Bruder um jeden Preis finden, da nur dieser die Wahrheit kennt ...



[Der Titel im Katalog](#)